

# Graham Swift

# Ein Festtag

Roman

**dtv**  
**GROSS  
DRUCK**



dtv

Jane, das junge Dienstmädchen von Beechwood, und Paul, der Spross aus begütertem Haus, haben ein Verhältnis. Heimliche Botschaften, verschwiegene Treffen, doch heute, an diesem sonnigen Märzsonntag 1924, darf Jane – Familie und Dienerschaft sind ausgeflogen – ihr Fahrrad einfach an die Hausmauer des Anwesens lehnen, durchs Hauptportal herein und ins Bett ihres Geliebten kommen. Ein erstes und ein letztes Mal, denn Paul wird bald – standesgemäß – heiraten. Sie ahnt nicht, dass ihr Leben am Ende dieses Tages zu zerbrechen droht.

*Graham Swift* wurde 1949 in London geboren, wo er auch heute lebt. Nach dem Studium in Cambridge arbeitete er zunächst als Lehrer. Seit seinem Roman ›Wasserland‹, der mit Jeremy Irons verfilmt wurde, zählt er zu den Stars der britischen Gegenwartsliteratur. ›Ein Festtag‹ war auf Anhieb ein internationaler Bestseller.

Graham Swift

# Ein Festtag

Roman

Deutsch von  
Susanne Höbel

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Dieses Buch ist bei dtv auch im Normalsdruck  
(14677) lieferbar.



Ungekürzte Ausgabe 2019

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2016 Graham Swift

Titel der englischen Originalausgabe:

›Mothering Sunday‹ (Scribner Ltd./Simon & Schuster UK,  
London, 2016)

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung des Bildes

›Liegender Akt‹ (1917–18) von Amadeo Modigliani  
(bridgemanart.com/Private Collection)

Gesetzt aus der DTL Documenta

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-25410-8

*Für Candice*



Und du sollst *doch* zum Ball gehen!



Vor langer Zeit, bevor die Jungen starben und als es mehr Pferde als Autos gab, bevor die männlichen Bediensteten verschwanden und die Bewohner von Upleigh und Beechwood sich mit einer Köchin und einem Dienstmädchen begnügen mussten, hatten die Sheringhams nicht nur vier Pferde im eigenen Stall, sondern auch ein »echtes Pferd«, ein Rennpferd, einen Vollblüter. Es hieß Fandango. Es war in einem Stall in der Nähe von Newbury untergebracht. Ein Rennen hatte es nie gewonnen. Aber die Familie leistete sich diesen Luxus, leistete sich die Hoffnung auf Ruhm und Ehre auf den Rennbahnen Südenglands. Es galt als abgemacht, dass Ma und Pa – die in der seltsamen Sprache von damals »Altvordern« genannt wurden – der Kopf und der Rumpf gehörte, während er und Dick und Freddy je ein Bein besaßen.

»Und das vierte Bein?«

»Ja, das vierte Bein. Das war immer die Frage.«

Hauptsächlich war es ein Name, ein nie gesenes Pferd mit teurem Quartier und teurem Training. 1915 wurde es verkauft – damals war er

fünfzehn. »Das war, bevor du hierherkamst, Jay.« Aber einmal, und das war lange her, waren sie alle zusammen an einem Tag im Juni losgefahren, hatten einen seltsamen, verrückten Ausflug gemacht, bloß um Fandango, ihr Pferd, zu sehen, wie es über die Downs galoppierte. Um am Rand zu stehen und zuzusehen, wie es zusammen mit anderen Pferden auf sie zugedonnert kam und blitzartig vorbei war. Er und Ma und Pa und Dick und Freddy. Und, wer weiß, vielleicht der Geist eines anderen Interessenten, dem das vierte Bein gehörte.

Seine Hand lag auf ihrem Bein.

Zum ersten Mal, seit sie ihn kannte, war ein versonnener Ausdruck in seine Augen getreten. Und sie hatte die deutliche Vorstellung (auch mit neunzig hatte sie die noch), dass sie ihn begleitet haben könnte – dass sie es immer noch auf wundersame Weise könnte, ihn begleiten und am Rand stehen und Fandango sehen könnte, wie er im Vorbeigaloppieren Schlamm und taufeuchtes Gras in die Luft schleuderte. Sie hatte dergleichen nie gesehen, aber sie konnte es sich vorstellen, klar und deutlich. Die Sonne noch im Aufgehen begriffen, eine rote Scheibe über den grauen Hügeln, die Luft noch frisch und kalt, und er gab ihr

vielleicht seine Hüftflasche mit Silberverschluss und berührte, nicht gerade verstohlen, ihren Po.

Aber jetzt sah sie ihm zu, wie er nackt, von einem silbernen Siegelring abgesehen, durch das sonnenhelle Zimmer ging. Zu keinem Zeitpunkt im Verlauf ihres Lebens, falls überhaupt jemals, verwendete sie leichtfertig für einen Mann das Wort »Hengst«. Aber das war er. Er war dreiundzwanzig, sie zweiundzwanzig. Man konnte ihn auch als einen Vollblüter bezeichnen, obwohl das Wort damals, genauso wenig wie das Wort Hengst, zu ihrem Wortschatz gehörte. Damals kannte sie nicht so viele Wörter. Vollblüter: schließlich zählten Dinge wie »Zucht« und »Herkunft« bei Leuten wie ihm. Zu welchem Zweck, sei dahingestellt.

Es war März 1924. Es war nicht Juni, aber es war ein Tag wie im Juni. Es musste kurz nach zwölf Uhr mittags sein. Ein Fenster stand offen, und er ging unbekleidet durch das sonnendurchströmte Zimmer, sorglos, nackt; er wirkte wie ein Tier. Es war ja sein Zimmer. Da konnte er tun und lassen, was er wollte. Das konnte er. Und sie war noch nie hier gewesen, würde auch nie wieder herkommen.

Auch sie war nackt.

30. März 1924. Vor langer Zeit. Die Schatten der Fenstersprossen streiften über ihn hinweg wie Laub. Er nahm das Zigarettenetui, das Feuerzeug und einen kleinen silbernen Aschenbecher vom Toilettentisch und drehte sich um, und da, unter dem Busch dunkler Haare, von der Sonne voll beschienen, waren sein Schwanz und seine Eier, schlaffe, noch klebrige Anhängsel. Sie konnte das alles betrachten, wenn sie mochte, er hatte nichts dagegen.

Und er konnte sie betrachten. Sie lag ausgestreckt auf dem Bett, nackt, von einem Paar sehr billiger Ohrringe, ihrem einzigen Paar, abgesehen. Sie hatte nicht das Laken über sich gezogen. Sie hatte sogar die Hände hinter dem Kopf verschränkt, um ihn besser ansehen zu können. Und er konnte sie ansehen. Seine Augen an ihr weiden. Der Ausdruck fiel ihr unvermittelt ein. Neuerdings fielen ihr solche Ausdrücke ein. Seine Augen an etwas weiden.

Draußen lag, ebenfalls ausgestreckt, die Grafschaft Berkshire, gegürtet mit hellem Grün, von Vogelgesang erschallend, im März mit einem Juni>tag gesegnet.

Auch jetzt interessierte er sich noch für Pferde. Oder vielmehr verwettete er nach wie vor sein

Geld für sie. Das war seine Art der Sparmaßnahmen – er warf das Geld raus. Seit fast acht Jahren hatte er das Geld von dreien, wenigstens theoretisch. Er nannte es »Kriegsbeute«. Aber er würde beweisen, dass er darauf verzichten konnte. Und was sie beide seit fast sieben Jahren taten, kostete, wie er ihr manchmal ins Gedächtnis rief, rein gar nichts. Nichts außer Verschwiegenheit, einem gewissen Risiko, einer Gewitztheit und dem ihnen beiden eigenen Talent, alldem gewachsen zu sein.

Aber das hier hatten sie noch nie getan. Sie war noch nie in seinem Bett gewesen – ein Einzelbett, aber breit. Auch nicht in seinem Zimmer, nicht in diesem Haus. Wenn es nichts kostete, dann war dies hier das größte Geschenk.

Aber wenn es nichts kostete, was war dann mit den Malen, so könnte sie ihn jederzeit erinnern, als er ihr Sixpence gegeben hatte? Oder war es sogar Threepence gewesen? Ganz am Anfang, bevor es – traf das Wort zu? – ernst wurde. Aber sie würde es nicht wagen, ihn daran zu erinnern. Jedenfalls nicht jetzt. Sie würde ihm auch nicht das Wort »ernst« an den Kopf werfen.

Er setzte sich neben sie aufs Bett. Er fuhr ihr mit der Hand über den Bauch, als wollte er unsichtba-

ren Staub wegwischen. Dann legte er das Feuerzeug darauf, stellte den Aschenbecher daneben, das Zigarettenetui behielt er in der Hand. Er nahm zwei Zigaretten aus dem Etui und steckte eine zwischen ihre gespitzten Lippen. Ihre Hände waren immer noch hinter dem Kopf verschränkt. Er zündete erst ihre, dann seine Zigarette an. Er nahm Etui und Feuerzeug und legte beides auf den Nachttisch, dann streckte er sich neben ihr aus, während der Aschenbecher zwischen ihrem Bauchnabel und ihrer Möse, wie er inzwischen ohne weitere Umstände gern sagte, stehen blieb.

Schwanz, Eier, Möse. Ein paar schllichte, grundlegende Ausdrücke gab es.

Es war der 30. März. Ein Sonntag. Es war Muttertag, der damals *Mothering Sunday* genannt wurde.

»Na, Jane, wenn das kein herrlicher Tag dafür ist«, hatte Mr Niven gesagt, als sie ihm frischen Kaffee und Toast brachte.

»Ja, Sir«, hatte sie gesagt und sich gefragt, was er in ihrem Fall mit »dafür« meinte.

»Ein wahrhaft herrlicher Tag.« Als wäre es sein großzügiger Beitrag. Dann zu Mrs Niven gewandt: »Wenn uns jemand gesagt hätte, dass es so werden würde, hätten wir ebenso gut alle einen

Picknickkorb packen können. Ein Picknick – am Fluss.«

Er hatte es sehnsgütig gesagt, auch begierig, sodass sie schon dachte, als sie den Toastständer auf den Tisch stellte, der Plan würde umgestoßen und sie und Milly müssten einen Picknickkorb packen. Und wer weiß, wo der Korb überhaupt war und was sie bei so kurzfristiger Ankündigung hineinpacken würden. Schließlich war das *ihr* Tag.

Und Mrs Niven hatte gesagt: »Es ist März, Godfrey«, und einen misstrauischen Blick aus dem Fenster geworfen.

Aber sie hatte nicht recht behalten. Der Tag war immer noch besser geworden.

Und das Vorhaben der Nivens war eines, das vom Wetter nur begünstigt werden konnte. Sie würden nach Henley fahren und sich dort mit den Hobdays und den Sheringhams treffen. Da sich alle in derselben Situation befanden – die nur einmal im Jahr eintrat und dann auch nur für einen Teil des Tages –, wollten sie in Henley zum Lunch zusammenkommen und so der Unbequemlichkeit, dass sie ein paar Stunden lang kein Dienstpersonal hatten, begegnen.

Es war die Idee – oder die Einladung – der Hob-

days. In zwei Wochen sollten Paul Sheringham und Emma Hobday heiraten. Also hatten die Hobdays den Sheringhams diesen Ausflug vorgeschlagen: einerseits als Gelegenheit, auf das bevorstehende Ereignis anzustoßen und den Ablauf zu besprechen, andererseits als Lösung für die praktischen Schwierigkeiten des Sonntags. Und weil die Nivens gute Freunde und Nachbarn der Sheringhams waren und bei der Hochzeit Ehrengäste sein würden (und weil sie außerdem an diesem Sonntag dieselbe Schwierigkeit hatten), waren sie – wie Mr Niven sagte, als er ihr von dem Plan erzählte – zu dem Ausflug »beredet« worden.

Das erklärte eine Sache, die ihr aber schon bekannt war: Was immer sonst Paul Sheringham heiratete, er heiratete Geld. Vielleicht musste er das, so wie er sein eigenes Geld verschleuderte. In zwei Wochen würden die Hobdays für eine grandiose Hochzeit bezahlen, war es da wirklich nötig, die bevorstehende Feier zu feiern? Eigentlich nicht, es sei denn, man brauchte nicht zu sparen. Nichts Geringeres als Champagner wäre angemessen. Als Mr Niven den Picknickkorb erwähnte, hatte er vielleicht überlegt, wie sehr man auf die Großzügigkeit der Hobdays vertrauen

konnte oder wie sehr sein eigener Geldbeutel an dem Tag strapaziert werden würde.

Aber dass die Hobdays nicht zu sparen brauchten, gefiel ihr. Es hatte nichts mit ihr zu tun, aber es gefiel ihr. Dass Emma Hobday aus Fünfpfundnoten gemacht war, dass die Eheschließung eine geschickte Methode war, um an »Kriegsbeute« zu gelangen, gefiel ihr, oder vielmehr, es tröstete sie. Alles andere, was damit zu tun hatte – auch als Mr Niven erklärte, sie seien »beredet« worden –, nagte an ihr.

Und wären Mister Paul und Miss Hobday bei der Party persönlich zugegen? Das konnte sie nicht erfragen, obwohl sie es unbedingt wissen musste. Und Mr Niven hatte von sich aus keine Auskunft darüber gegeben.

»Würdest du bitte Milly von diesen Plänen unterrichten? Natürlich sollen deine eigenen Pläne davon unberührt bleiben.«

Es geschah nicht oft, dass er Grund hatte, so etwas zu sagen.

»Selbstverständlich, Sir.«

»Ein Jamboree in Henley, Jane. Ein Stammestreffen. Hoffen wir, dass wir das Wetter dafür haben.«

Sie war sich nicht ganz sicher, was »Jamboree«